

Fleiß und Sorgfalt abringen, wie seine Zeichnungen, Skizzen und Berechnungen es vermochten. Frédéric war dennoch stolz auf ihn, denn der Herrgott hatte Abel mit einer besonderen Begabung gesegnet. Er war überaus intelligent, besaß ein bemerkenswertes Vorstellungsvermögen, einen scheinbar nie versiegenden Ideenreichtum und die Fähigkeit, jedem seine Ideen gut verständlich zu erklären.

Gegen Mittag wurde es noch heißer. Es war stickig in der kleinen Stadt Florac und in den Kloaken und Abfallgruben begann es zu gären. Ein widerlicher Gestank stieg auf, der sich wie zäher Schleim über die Stadt legte und in die Häuser quoll.

Catherine hatte lange überlegt, ob sie bei dem schwülen Wetter das Haus verlassen sollte. Sie stand kurz vor der Niederkunft und fühlte sich plump und unförmig. Doch die Vorräte waren aufgebraucht und sie musste unbedingt zum Krämer, um dunkles und weißes Mehl zu kaufen. Eine Magd hatte sie nicht und die Männer waren von früh bis spät in der Schmiede beschäftigt. Es nutzte nichts, neues Brot musste gebacken werden – also machte sie sich auf den Weg.

Sie hatte Schwierigkeiten voranzukommen, denn wie an jedem Tag herrschte auch heute auf der schmalen Hauptstraße ein Gedränge von Fußgängern, spielenden Kindern, Zugtieren und verschwitzten Männern, die zwischen den Werkstätten, Läden und Fuhrwerken Waren in Säcken, Fässern und Kisten hin- und herschleppten. Catherine fühlte sich erschöpft. Sie blieb einen Augenblick stehen und lehnte sich an eine Hauswand, um neue Kraft zu sammeln.

»Elender Hurenbock, gib mir sofort das Geld!«, schimpfte eine Frau in dem Haus. Entweder war die Dame ahnungslos oder es interessierte sie nicht, dass die Tür ihrer schäbigen Behausung sperrangelweit offen stand. »Sollen deine Kinder verhungern, während du dich im Suff mit anderen Weibern amüsiert? Her damit oder es wird dir leidtun, dass du mich zum Weib hast ...«

»Verschwinde! Lass mir meine Ruhe, du Metze«, lallte ihr Ehemann.

Catherine empfand Mitleid für sie und war heilfroh, dass sie in ihrer Ehe glücklich war. Denn Frédéric war zuverlässig und arbeitsam, fürsorglich und liebevoll. Catherine musste lächeln. Sie und Frédéric liebten sich noch immer. Und beide liebten sie die Freuden des Fleisches, und manche Nacht bekamen sie vor lauter Lust kaum ein Auge zu. So wie damals, als sie ein junges Paar und ganz krank vor Liebe und voller Hoffnung für die Zukunft gewesen waren. Er hatte Meister werden, die Messer- und Waffenschmiede seines Vaters übernehmen und es als Handwerker zu Reichtum und Ansehen bringen wollen. Sie hatte sich viele Kinder gewünscht, Jungen hauptsächlich, damit die Werkstatt wachsen konnte, aber auch ein oder zwei Mädchen, um durch Heirat den Einfluss der Familie zu vergrößern. Frédéric hatte die Werkstatt vor ungefähr neun Jahren von seinem verstorbenen Vater übernommen und es, trotz der zuweilen nahezu unlösbaren Schwierigkeiten, noch nicht einen Tag bereut. Gleichwohl waren auch Catherine und Frédéric gelegentlich der Verzweiflung nahe gewesen, denn nach Abels Geburt war Catherine eine zweite Schwangerschaft versagt geblieben. Bis vor acht Monaten, als sie ihren Frédéric freudestrahlend mit einer Neuigkeit überraschen konnte: Ihre Mondtage waren ausgeblieben.

Die letzten Gedanken hoben ihre Stimmung wieder etwas an. Sie raffte sich auf, ging weiter und hielt mit einer Hand ihren Bauch, als ihr Fuß gegen einen vorstehenden Pflasterstein stieß, und sie merkte, wie sich ihr Kind bewegte. Sie überquerte den Marktplatz, kam an dem Stadtbrunnen vorbei und befand sich plötzlich inmitten einer Schar Kinder, die übermütig um einen Betrunkenen herumtobte. Ein hagerer Mann mit schulterlangem Haar saß auf einer Kiste und sang lustige Lieder. Als er Catherine erblickte, unterbrach er seinen Gesang. »Hübsche Frau, wollt Ihr Euch nicht zu mir setzen?«, fragte er mit schwerer Zunge und klopfte mit einer Hand auf den freien Platz neben sich. »Dann könnten wir gemeinsam ein Lied singen.«

Überrascht schaute Catherine sich um, doch niemand sonst war da. Als sie sich dem Mann wieder zuwandte, grinste der sie schelmisch an. Normalerweise hätte sie nicht einen Blick auf diesen Trunkenbold verschwendet. Aber er strahlte wie einer, der den Schalk im Nacken hat. Und er war höflich.

Catherine lächelte zurück.

»Ich würde auch für Euch allein singen, hübsche Madame«, lallte er. Dann lachte er schallend über seinen Scherz und klopfte sich mit der flachen Hand vergnügt auf den Oberschenkel. Die Kinder jauchzten.

Catherine legte den Kopf etwas schräg und rief ihm zu: »Nicht nötig, mein Herr. Das machen mein Mann und mein Sohn heute Abend für mich.« Sie zählte jetzt zweiunddreißig Jahre. Catherine war eine wahre Schönheit, strahlte Sinnlichkeit aus und ihr dunkles wallendes Haar, die leuchtenden braunen Augen in dem wohlgestalteten Gesicht waren nicht nur für Frédéric eine Augenweide. Viele Männer drehten sich sehnsüchtig nach Catherine um, wenn sie ihr begegneten. Und wäre der eifersüchtige Blick mancher Ehefrau wirklich tödlich gewesen, so hätte der eine oder andere Ehegatte auf offener Straße ein unrühmliches Ende gefunden. Es kam vor, dass fremde Männer Catherine sogar schmeichelten. Meistens verdeckt mit einem Scherz oder in einem Kompliment, besonders dann, wenn Frédéric in der Nähe war. In solchen Augenblicken breitete sich manchmal ein ungutes Gefühl in seinem Bauch aus. Aber er vertraute seiner Catherine, und so bereitete es ihm im Nachhinein sogar Vergnügen, wenn er die schmachtenden Blicke der anderen Männer sah.

Sie straffte ihre Schultern, warf dem lustigen Sänger noch einen freundlichen Blick zu und ging weiter die Hauptstraße entlang. Catherine erhielt von diesen oder jenen Bekannten oder Unbekannten einen netten Gruß, den sie höflich erwiderte, und lächelte noch, als sie sich dem Krämerladen von Madame und Monsieur Bonnet näherte. Da plötzlich zog sich ihr ganzer Leib zusammen und die Wehen setzten ein. »Oh Gott«, stöhnte sie. Wieder dehnte sich eine Schmerzwelle, beginnend im Unterleib über ihren ganzen Körper aus. Sie konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten und als sie auf das schiefergraue Straßenpflaster niedersank, spürte sie, wie ihre Fruchtblase platzte und sich die Feuchtigkeit unter ihr ausbreitete. »Hilfe!«, rief sie. »So helft mir doch bitte!« Sogleich versammelte sich eine Schar Neugieriger um sie. Aber die Schmerzen vernebelten ihr den Blick und die Gesichter, die teils mitleidig, teils begierig auf sie herabsahen, verschwammen vor ihren Augen.

»Das ist doch die Teufelsbuhle Edmond. Werft die Ketzerin am besten gleich samt ihrer Brut in den Fluss, dann bleibt uns ein weiterer Bastard dieser verfluchten Hugenottenpest erspart!«, rief ein Eselstreiber im Vorbeigehen. Verständnisloses Raunen ging durch die Menge der Schaulustigen. Der Mann spuckte aus und bekreuzigte sich, um das Unglück abzuwenden. Dann zog er brabbelnd weiter.

Catherine stöhnte auf.

»Lasst mich durch! So lasst mich doch endlich durch«, schimpfte Madame Bonnet und drängte die aufdringlichen Schaulustigen beiseite.

Zwei Männer trugen Catherine an einen kühlen Ort, wo es nach frischem Brot, Kräutern und Gewürzen duftete. »Wartet! So wartet doch«, presste eine aufgeregte Stimme hervor. »So könnt ihr sie doch nicht hier hinlegen.« Catherine erkannte Monsieur Bonnet. Hastig verteilte er einige Jutesäcke auf einen Tisch und legte eine dicke wollene Decke darüber. Madame Bonnet konnte gerade noch rechtzeitig ein sauberes Laken ausbreiten, denn schon entledigten sich die Männer murrend ihrer Last.

Catherine atmete schwer. »Bitte würdet Ihr wohl so freundlich sein und meinen Mann holen lassen, Madame Bonnet?«

»Ich habe den alten Jaco bereits zu ihm geschickt, Madame Edmond. Monsieur wird sicher bald hier sein«, sagte die Magd stellvertretend und wischte ihr den Schweiß von der Stirn.

Catherine dankte es ihr mit einem Lächeln.

Die Männer verließen den Raum und sogleich setzte Geschäftigkeit ein. Madame Bonnet trug ihrem Mann auf, für genügend heißes Wasser zu sorgen, die Magd schickte sie los, die Hebamme zu holen. Sie selbst kümmerte sich um Catherine.

Die Brettertür flog auf und krachte gegen die Wand. Abel stürmte aus der Werkstatt, trat eine leere Holzkiste beiseite, spuckte aus und ließ sich auf die Holzbank neben der Tür fallen. Er war noch immer verärgert. Am frühen Morgen war er bereits mit seinem Vater aneinandergeraten, weil er lieber mit den anderen Jungen schwimmen gehen wollte, statt bei der Hitze in der Werkstatt zu arbeiten. Abel hatte ihm angeboten, seine Arbeit später zu erledigen. Aber sein Vater war unerbittlich gewesen und hatte darauf bestanden, dass er seiner Pflicht als Lehrling nachkam. Dann hatte seine Mutter sich über ihn geärgert und ihn beschimpft, weil er seine Stiefel nicht abgetreten hatte, als er aus dem Pferdestall zum Frühstück in die Küche gekommen war. Nichts ließ sie durchgehen, wenn die Ordnung in ihrer Küche oder im Haus in Gefahr geriet. In dieser Hinsicht war Catherine unerbittlich.

Abel war wütend, fühlte sich betrogen, benachteiligt und empfand sein elendes Dasein als Sohn eines strebsamen Schmiedemeisters und einer zänkischen Mutter als eine einzige Plage. »Und dann auch noch der ekelerregende Gestank der städtischen Kloaken«, murrte er und blinzelte zur Sonne hinauf, deren sengende Hitze zumindest an diesem Platz von der üppigen Krone einer riesigen Kastanie etwas ferngehalten wurde. Mit einem unflätigen Wort auf den Lippen griff er nach der mattschwarzen Schiefertafel, die neben ihm lag.

Ein buckliger alter Mann zitterte hinter seinem knotigen Gehstock her, den er sich aus dem Ast eines Maulbeerbaums geschnitten hatte. Er stand auf der anderen Seite und versuchte einen sicheren Weg über die schmale, holprige Straße zu finden. Sie hatte tiefe Schlaglöcher und war von zwei Fahrrinnen durchfurcht. Eigentlich war sie keine richtige Straße, eher ein schlammiger Ackerweg. Aber seit Wochen hatte die sengende Sonne den Schlamm ausgetrocknet und knüppelhart werden lassen.

Abel war damit beschäftigt, ein aufwendiges Türgitter zu entwerfen, und versuchte zugleich, den Gesellen und den Tagelöhner im Auge zu behalten, wie sein Vater es ihm aufgetragen hatte. Er drehte sich um und schaute durch das kleine Werkstattfenster hinter sich. Victor, der Geselle, heizte gerade die zweite Esse an, Tagelöhner Pierre sollte einige Garben aus Eisenstäben binden, aus denen Abels Vater Messerklingen und Säbelklingen schmieden wollte. Aber Pierre war nicht zu sehen. Irgendwie schaffte es der gerissene Tagelöhner immer wieder, sich davonzustehlen, um heimlich seinen selbst gebrannten Fusel zu trinken und Tabak zu rauchen.

Verdrossen zeichnete Abel ein Gitter nach dem anderen, versuchte sich an Schnörkeln, Verschlingungen und Blumenmustern. Beinahe jeder Strich des dünnen Griffels wurde von grausig schrillum Quietschen begleitet. Abel war geschickt, aber heute wollte ihm einfach gar nichts gelingen. Deshalb wischte er auch einen fehlgeschlagenen Entwurf nach dem anderen wieder aus. Selbst als er den alten Mann bemerkte, der geradewegs auf ihn zukam, unterbrach er seine Arbeit nur für einen Augenblick.

»Ist hier das Haus von Schmiedemeister Edmond?«, fragte der Alte.

Abel musterte den Mann gereizt. Er trug eine fleckige Jacke und dreckige Hosen. In seinem Gesicht bluteten schwärende Wunden, und als er seinen faltigen Mund öffnete, sah Abel seine letzten verrottenden Zahnstummel.

»Was willst du von ihm?«, fragte Abel grob.

»Man nennt mich Jaco. Die Magd von Krämer Bonnet schickt mich. Seine Frau braucht ihn.«

»Was soll das heißen, sie braucht ihn?« Der Griffel brach ab. Abel hörte auf zu zeichnen, legte seine Tafel neben sich auf die Bank und sprang auf.

Jaco spürte, dass der Junge nicht viel von ihm hielt, und sah ihn mit starren Augen an. »Ist sie ... deine Maman?«, fragte er hustend.

Abel nickte.

Der Alte spuckte blutigen Rotz aus und wischte sich mit dem Ärmel über den Mund. »Sie hat arge Wehen, ist auf der Straße zusammengebrochen und liegt nun im Hinterzimmer von Krämer Bonnets Laden. Such deinen Vater und sag ihm das.« Damit wandte sich der Alte ab, hustete noch einmal, spuckte wiederum aus und ging.

Abel stürmte in die Werkstatt und schaute sich verzweifelt um. »Victor! Pierre!«, rief er aufgeregt. Aber Pierre war immer noch Gott weiß wo. »Verdammt, Pierre! Victor, pass bitte auf die Werkstatt auf. Ich muss los und Vater suchen«, rief er und rannte davon. Victor stand kopfschüttelnd vor seiner Esse, zuckte mit den Schultern und legte ein Stück Eisen ins Feuer.

Catherines Schmerzen waren indes unerträglich geworden. Sie waren neu und anders als bei der Geburt ihres ersten Sohnes Abel, denn die Wehen kamen dieses Mal in weit größeren Abständen. Madame Bonnet wich nicht von ihrer Seite. Sie selbst hatte sechs Kindern das Leben geschenkt und wusste, dass eine Geburt mal schwer, mal einfach war und oft auch ein schlimmes Ende nehmen konnte. Die Zahl der Mütter war groß, die im Kindbett starben. Hinzu kam, dass gerade in Krisenzeiten, wie in der Hungersnot in diesem Jahr, vielleicht nur die Hälfte aller Neugeborenen das erste Lebensjahr erreichte, weil die Mütter keine Milch hatten. Auch Madame Bonnet hatte einen Sohn und eine Tochter in zwei aufeinanderfolgende Hungerperioden an den Bruder Tod verloren. Aber Madame Edmond war gesund, kräftig und gut genährt. Hier würde alles gut gehen, da war sie sich sicher. Sie ging in den Korridor, der vom Lager zum Hof führte. Dort hielt sie Ausschau nach Mademoiselle Gilbert. Dabei sah sie durch ein Fenster den Himmel, der von dicken schwarzen Wolken verhangen war. »Na, das wird bestimmt ein heftiges Unwetter geben«, brummte sie und ging zurück zu Catherine.

Mademoiselle Gilbert, die Hebamme, betrat schnaufend den Laden und begrüßte den Inhaber Monsieur Bonnet. Sie war eine stattliche Dame mittleren Alters und hatte schon vielen Frauen bei dem freudigen Ereignis zur Seite gestanden. Auch die Kinder der Bonnets hatten mit ihrer kundigen Hilfe das Licht der Welt erblickt. Eine eigene Familie wollte Mademoiselle jedoch nie. »Männer?«, so war stets ihre Rede, »Männer sind nicht meine Welt. Einer allein macht mehr Dreck und Lärm als vier Kinder zusammen.«

»Man könnte meinen, Ihr würdet Vater, Monsieur. Aber es handelt sich doch nicht um Madame Bonnet, oder?«, feixte die Hebamme.

»Aber ... aber was denkt Ihr Euch? Mademoiselle Gilbert! In unserem Alter ...! Nein, es ist Madame Edmond, die ...«

»... die Frau vom Schmied. Ich weiß, ich weiß. Das war ein Scherz, Monsieur Bonnet. Aber Ihr seid trotzdem aufgeregt, mein Guter!« Sie stieß ihn mit der Schulter an und grinste schelmisch.

»Ja, aber ist es denn nicht ein Wunder, Mademoiselle? Ein Kind kommt auf die Welt. Da geht die Freude immer mit mir durch«, schwärmte Monsieur Bonnet, während er sie zum Hinterzimmer begleitete. »Bestimmt ist der Lagerraum eines Krämerladens nicht der richtige Ort, Mademoiselle ...«, Bonnet hob hilflos die Hände und zuckte mit den Schultern, »aber was hätten wir sonst tun sollen, als ...«

»Ich weiß, Monsieur. Bei Madame Edmond setzten vor Eurer Türschwelle die Wehen ein. Eure Magd hat es mir erzählt. Beruhigt Euch nur, es sind schon Kinder an jämmerlicheren Orten geboren. Denkt doch nur an unseren Heiland. Alles wird gut, Ihr habt gottgefällig gehandelt, Monsieur Bonnet.«
